

Schule und Leben

Mit Kursprogramm
Seiten 9–12

4/2017

Zeitschrift
des Vereins
Ehemaliger
der
Kantonsschule
Hottingen
Zürich

Vor ihr liegt über
ein halbes Jahr-
hundert beim
Tages-Anzeiger:
Eva Uhlmann
(hinten, vierte
von links) mit
ihrer Klasse C des
Handeljahrgangs
1951 auf dem
Zürichsee

Foto:
zur Verfügung gestellt.



- 3 Porträt**
**Eva Uhlmann: Glücklich
verheiratet mit dem
Tages-Anzeiger**
- 7 Verein**
Eine Weihnachtsgeschichte
- 8 Verein**
Nachruf auf Grety Glauser
- 9 Kursprogramm**
**Kursprogramm
Februar bis April 2018**
- 13 Schule**
Grabgesang für die Musik?
- 15 Schule**
Das Wort hat der Rektor
- 16 Bücher**
Anders leben – Non-Fiction
- 17 Kolumne**
Der Retter der Welt
- 18 Piazza**
- 20 Dies und das**

Schule und Leben 4/2017

8. Dezember 2017

Offizielles Publikationsorgan für Mitglieder des Vereins Ehemaliger der Kantonsschule Hottingen, Zürich. Der Abonnementspreis ist im Mitgliederbeitrag enthalten.

106. Jahrgang

Erscheint viermal jährlich.

Redaktion:

Verena Stauffacher-Beusch
verena.stauffacher@gmx.ch
Beiträge gerne mit Fotos.

Inserate ans Sekretariat,
Tel. 044 221 31 50, Astrid Biller
sekretariat@vekhz.ch

Druck: FO-Fotorotar AG, Egg

Redaktionsschluss für
die März-Nummer 2018:

7. Februar 2018

Liebe Leserinnen und Leser

Geht es Ihnen auch wie mir? Bei der Vorbereitung dieser letzten Ausgabe des Jahres habe ich mich mehrfach gefragt, wo bloss all die Zeit geblieben ist, die sich am Jahresbeginn für 2017 vor mir erstreckte. Von den damals 365 Tagen sind nur noch einige wenige übrig, der Rest ist verfliegen und Vergangenheit. Ich werte dies als gutes Zeichen, bedeutet es doch, dass ausgefüllte und erlebnisreiche Tage, Wochen und Monate die Zeit vermeintlich zum Schmelzen gebracht haben. Ich hoffe, dasselbe gelte auch für Sie.

Zeit spielte auch in der beruflichen Laufbahn von **Eva Uhlmann** (E 1951) eine wesentliche Rolle, allerdings in einer Dimension, die, wie ich vermute, im Kreis der Ehemaligen einmalig sein dürfte. Über ein halbes Jahrhundert und ihr ganzes Berufsleben lang hielt sie ihrem einzigen Arbeitgeber, dem «Tages-Anzeiger», die Treue. Wer ist die Frau, die sich buchstäblich nie von ihrer Stelle rührte? Antwort darauf finden Sie im **Porträt** ab S. 3.

Weihnachten und Geschenke gehören zusammen wie siamesische Zwillinge. Ob das schon immer so war? Mit ihrer ganz **persönlichen Weihnachtsgeschichte** lässt uns **Margrit Schilling-Ammann** (E 1948) auf S. 7 an ihren eigenen diesbezüglichen Erfahrungen in früheren Zeiten teilhaben.

Erneut gilt es, endgültig Abschied zu nehmen von einer Frau, die den VEKHZ über lange Zeit hinweg mitprägte und insbesondere dem Kurswesen ihren Stempel aufdrückte. Das langjährige und unvergessene Wirken von **Grety Glauser** (E 1944) würdigen wir im **Nachruf** auf S. 8.

Wenn Zeit tatsächlich Geld wäre, wie es der Volksmund sagt, hätte unser Kursteam erhebliche Anlagen getätigt. Verzinsen Sie die Stunden, welche Christine Markun Braschler und Maya Jörg-Ulrich ins Austüfteln des **neuen Kursprogramms** (S. 9–12) investiert haben, mit regem, freudigem Mittun.

Gratis Musikhören über Streamingdienste versus CD-Kauf: Die Zeiten in der **Musikbranche** haben sich drastisch geändert. Was sind die Konsequenzen dieses Wandels? Wie sieht es in dieser Hinsicht in der Schweizer Musikszene aus? Der Bericht über die neuerliche Ausgabe des **«Forums Hottingen»** ab S. 13 gibt Aufschluss.

Lernen braucht Zeit, die man dafür am besten im Unterricht verbringt. Scheint logisch, ist es aber für viele Schülerinnen und Schüler offenbar nicht, wie ständig zunehmende Absenzen wegen Schwänzens auch an der KSH zeigen. **Rektor Daniel Zahno** erklärt auf S. 15, wie dieser besonderen «Krankheit» mit einem **neuen Absenzensystem** zu Leibe gerückt werden soll.

Anders leben – unter diesen Titel stellt **Barbara Bernath-Frei** (E 1971) auf S. 16 ihre Bücherauswahl mit Geschichten über Menschen, deren Lebensbahnen so ganz anders verlaufen als jene der meisten. Mögen Sie sich Zeit nehmen für «Aussenseiter»?

Es war einmal, vor langer, langer Zeit, ein Genie, das ein Bild malte. So beginnen Märchen. Was mit dem Kunstwerk fünfhundert Jahre später geschehen ist, mutet allerdings weniger märchenhaft denn absurd an, wie die **Kolumne** auf S. 17 zeigt.

Zeit für mich, mich für dieses Jahr von Ihnen zu verabschieden. Auch im Namen des Vorstands und des Sekretariats des VEKHZ wünsche ich Ihnen frohe, entspannte Festtage und ein neues Jahr, in dem die Zeit in glücklichen Momenten hin und wieder stillsteht.

Verena Stauffacher-Beusch

Glücklich verheiratet mit dem Tages-Anzeiger

«Eva und die sieben Chefredaktoren» übertitelte der Zürcher Tages-Anzeiger am 5. Dezember 2005 einen ausführlichen Bericht über das Abschiedsfest seiner Chefsekretärin, als diese endgültig in Pension ging – wobei es eigentlich deren acht waren. Wie bringt man es zu einer beinahe ganzseitigen Würdigung in einer der grössten und wichtigsten Schweizer Tageszeitungen? Eva Uhlmann (E 1951) kennt das Rezept: mit berufslebenslänglicher Treue, Loyalität, Intelligenz, integrierter Persönlichkeit, vielseitiger Tüchtigkeit und uneingeschränktem Einsatzwillen. Und mit einer guten Portion Humor.



Zwei Jubilare mit gleichem Jahrgang: Eva Uhlmann und die MS Etzel.

Ein Jahr zuvor, im April 2004, hätte sie goldene Hochzeit feiern können, wäre Eva Uhlmann mit einem Mann und nicht mit einer Zeitung verheiratet gewesen. Ob dieser wohl ins gleiche Horn gestossen hätte, wie der damalige Tagi-Chefredaktor Peter Hartmeier (ihr achter) anlässlich der besagten Abschiedsfeier? Dieser attestierte ihr nämlich Eigenschaften wie «vibrierenden Lebensmut, Furchtlosigkeit vor Autoritäten, Konfliktfähigkeit, Einfallsreichtum, Ironie».

Vierzig Männer statt ein Ehemann

Die Frage ist müssig, denn Eva Uhlmanns Weg war nicht der einer Familien- und Ehefrau. Trotz der einen oder anderen Liebesbeziehung, alle eher kurz und folgenlos, meinte sie in einem Porträt über sie als Singlefrau, das im Mai 1999 im NZZ-Folio erschien: «Ich sagte mir: Ich habe es hier [beim Tages-Anzeiger] viel lustiger, habe dreissig, vierzig Männer um mich – statt nur einen missgelaunten zu Hause.» Sieben Chefredaktoren hat sie «überlebt», wie sie augenzwinkernd sagt, und ihre Chefs behaupten, sie hätten unter ihr gearbeitet und nicht sie unter ihnen. Die Redaktion war ihre Familie, die alten und jungen Journalisten waren alle «meine missratenen Kinder», wie sie zitiert wird, man brachte ihr eben jenen Respekt entgegen, der einer Mater Familias gebührt.

Von dieser starken Persönlichkeit, die so ziemlich konträr zur zierlichen Gestalt der heute 82-Jährigen steht, war 1954 bei der schüchternen 19-jährigen Handelsschulabgängerin allerdings noch nicht viel zu spüren, als sie sich auf den Weg zum Vorstellungsgespräch beim damaligen Tagi-Chefredaktor Ernst Syfrig machte. Beinahe wäre sie beim «Zürcher Tagblatt» gelandet, weil sie nicht genau wusste, wo ihr zukünftiger (und, wie sich erweisen sollte, einziger) Arbeitgeber überhaupt seinen Sitz hatte. Die Zeitung kannte sie nur dem Namen nach, weil sie im elterlichen Haushalt nicht abonniert war. Auch ihre Mutter, die den Termin vereinbart hatte, dürfte nicht geahnt haben, dass aus diesem Vorstellungsgespräch ein «Lebenslänglich» für ihre Tochter werden und diese ihren Arbeitsweg an die Werderstrasse dereinst blind und im Schlaf finden würde.

Zwei nachhaltige Entscheide

Dieser kleine Umweg mag symbolisch als Gegenstück zur Abkürzung stehen, die Eva Uhlmann zuvor für ihren schulischen Werdegang gewählt hatte. Nach drei Jahren Gymnasium befand sie nämlich, sie wolle gar nicht studieren, also sei es gescheiter, eine Ausbildung zu wählen, die es ihr ermögliche, ihr Leben rasch selbst zu verdienen. Die Handeli bot ihr diese Möglichkeit, und nicht nur dies. Die noch immer vorhandenen und

gepflegten Kontakte mit ihren ehemaligen Mitschülerinnen der C-Klasse des Handeljahrgangs 1951 zeugen davon, dass ihr Entscheid nicht nur in beruflicher, sondern auch in menschlicher Hinsicht richtig und nachhaltig war.

Als es darum ging, bei der Stellenvermittlung der Handeli-Ehemaligen die Branche der gewünschten Arbeitsstelle anzugeben, standen eine Kulturinstitution, ein Verlag oder eben eine Zeitung zuoberst auf der Wunschliste. Dass die Wahl des längst verstorbenen Chefredaktors Syfrig, von der Redaktion «Preziisli» genannt, schliesslich auf sie fiel, bezeichnet Uhlmann heute mit Schmunzeln als dessen «nachhaltigste Tat».

Das Telefon als Schreckgespenst

Nach einer kleinen Bewerbungsprüfung und drei Ferientagen trat das gemäss ihrem eigenen Rückblick «total schüchterne, ängstliche und unbeholfene Wesen» Eva Uhlmann am 1. April 1954 ihre Stelle in der damals rund 20-köpfigen Redaktion (inklusive drei Sekretärinnen) an. Man stelle sich vor, dass die Zeitung Jahrzehnte später auf ihrem Höhepunkt über zwölfmal so viele Mitarbeitende beschäftigte! Bemerkenswert auch, dass die drei Sekretärinnen damals die einzigen weiblichen Wesen waren, welche die Redaktionsstube bevölkerten. Sie waren für Administratives wie Honorarbuchhaltung, Korrespondenz, das Abtippen von Auslandskorrespondentenberichten und das Beantworten von Telefonanrufen zuständig. Und für das Zurücksenden von Büchern, welche die Zeitung zu Rezensionszwecken erhalten hatte, Uhlmanns hauptsächlichster Job in ihrer ersten Zeit. Sie erinnert sich: «Ich stellte mich komplett ungeschickt an beim Verpacken dieser Bücher; ich weiss noch heute, wie eine erfahrene Kollegin zu mir sagte: «So, Mäitli, jetzt zäig ich Ine emale, wie mer es Päckli macht!» Und ich fürchtete mich vor den Telefonanrufen. Vor lauter Schreck verstand ich jeweils gar nicht, was die Anrufer überhaupt von mir wollten. Ich war zu Beginn wirklich lebensuntüchtig und stellte mich bestimmt viel dümmer an, als ich eigentlich war.» Viele Jahre später gestand ihr der damalige Ausland- und nachmalige Chefredaktor Walter Stutzer: «Jaja, Uhlmännli, wir dachten anfänglich, dieses Fräulein könne man wohl gar nicht gebrauchen.»



Telefonieren – für die junge Sekretärin eine Mutprobe.

Der Knopf geht auf

1956 kamen viele Ungarn-Flüchtlinge in die Schweiz und mit ihnen eine neue Aufgabe auf Eva Uhlmann zu, die auch nach zwei Jahren bei der Zeitung noch immer nicht sicher war, ob sie ihrer Arbeit in diesem betriebsamen, ja hektischen Umfeld überhaupt gewachsen sei. Die Tages-Anzeiger-Redaktion gab zusammen mit drei anderen Zürcher Blättern in freiwilliger Fronarbeit in der Freizeit zweimal wöchentlich eine Zeitung für die ungarischen Flüchtlinge heraus, und der jungen Sekretärin oblag es, den Adressen der immer wieder von da nach dort verschobenen Empfänger nachzuspüren, damit diese ihr Exemplar auch ja erhielten. Wie alle anderen war sie mit Feuereifer dabei und brachte mit viel Ehrgeiz abendlang die Adresskartei à jour. «Da ging bei mir der Knopf auf, ich fühlte mich wohler und integriert.»



Eva Uhlmann und ihre Brille: beide nicht mehr wegzudenken.

Hand in Hand mit diesem inneren Wandel kamen Wertschätzung, Anerkennung und die Erkenntnis, dass sie in einem Kollektiv gut aufgehoben war. Die Veränderungen im Leben ihrer ehemaligen Mitschülerinnen, welche von Stellenwechseln und Lohnerhöhungen erzählten, beeindruckten sie kaum. Vielmehr zog ihr Arbeitsumfeld sie immer mehr in Bann und liess Gedanken an Heirat und Familiengründung zur Nebensache werden. Zunächst war es die Aussicht auf den Umzug in den Tages-Anzeiger-Neubau, dann aber auch die rasch wachsende Redaktion mit immer vielfältiger werdenden Aufgaben, die sie faszinierten, so sehr, dass sie schliesslich spürte, wie sie mit ihrem Umfeld eins geworden war.

Die Integrationsfigur schlechthin

In den 1960er-Jahren hielt im wachsenden Unternehmen eine eigentliche Hierarchisierung Einzug, so auch in der Redaktion. Der neue Chefredaktor, Syfrigs Nachfolger Walter Stutzer, ernannte Eva Uhlmann zur Chefsekretärin. Dazu gehörte auch die Zusammenarbeit mit dem Chef der Dienststelle, die für das Personalwesen und alles Administrative in der Redaktion zuständig war.

Dass grundlegende Umstrukturierungen in einem Unternehmen auch mit internen Unruhen verbunden sind, erfuhr Eva Uhlmann hautnah auch in «ihrem» Tagi. «Aufregende Zeiten» seien es gewesen, als in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren Verleger- und Redaktionsseite ihre Meinungsverschiedenheiten mit harten Bandagen austrugen, die auch in der Öffentlichkeit hohe Wellen warfen. Wo ihre Sympathien lagen, verhehlt sie nicht. Zu sehr war sie nach nahezu vierzig Jahren mit der Redaktion verwachsen, zu gut kannte sie ihre Pappenheimer. Ganz grundsätzlich habe ihre Stelle sie auch politisiert. «Ich wäre von Natur aus eher eine verharrende, konservative Person», stellt sie fest und sieht den Beweis dafür in der Tatsache, dass sie zeitlebens im Zürcher Römerhofquartier gewohnt und ihr ganzes Berufsleben am selben Ort gearbeitet hat. Doch der Umgang mit den jungen linken Journalisten und der grundsätzlich politisch eher links gelagerten Redaktion habe sie beeinflusst. Bei redaktionsinternen Querelen zwischen Chefs und Journalisten aber habe sie zwar jeweils eher die Meinung der Vorgesetzten gestützt, gleichzeitig jedoch auch versucht, den Unzufriedenen unpopuläre Entscheide zu erklären. Im Tages-Anzeiger-Bericht über ihre Abschiedsfeier kommt denn auch Ex-Chefredaktor Peter Studer zu Wort. Dieser attestierte ihr «subtile Durchsetzungskraft», etwa wenn die Chefredaktion am Lohngefüge geschraubelt und sie sich manchmal eingeschaltet habe, vor allem dann, wenn sie das Gefühl gehabt habe, jemand werde zu streng beurteilt. In dieser Position zwischen Stuhl und Bank kam indessen eine von Eva Uhlmanns hervorragendsten Fähigkeiten zum Tragen: ihre allseits hochgeschätzte und -gelobte Vermittlungskompetenz, die sie ihrem integrativen Wesen verdankt.

Die «Hauspost» aus Uhlmanns Feder

Ausleben konnte sie diese Eigenschaft weit über ihr Pensionsalter hinaus während fast vierzig Jahren bis 2005 auch beim Verfassen der «Kleinen Hauspost», die Uhlmann in Tagi-Kreisen schon fast zur Legende gemacht hat. Ursprünglich als reines redaktionsinternes Organ für banale organisatorische Mitteilungen gedacht, mauserte sich das Blatt ab 1966 unter ihrer Ägide zu einer unternehmensweit gelesenen, äusserst beliebten und nicht mehr wegzudenkenden wöchentlich erscheinenden «Zeitung» innerhalb der Zeitung. Zur «Blattmacherin eines der profiliertesten Blätter» erkor sie ihr fünfter Chefredaktor, Roger de Weck, anlässlich ihrer Abschiedsfeier. Nebst Informationen über interne Konferenzen, Retraiten und anderweitig

Wissenswertes war zwischen den Zeilen oft mehr über Gesagtes und Nichtgesagtes zu lesen, als man den ohne Illustrationen bescheiden daherkommenden, zusammengehefteten A4-Blättern je angesehen hätte. Uhlmanns feine Ironie, ihre scharfe Beobachtungsgabe und Intelligenz sowie ihr kecker Witz machten aus nüchternen Mitteilungen zuweilen pikantes Lesefutter mit Interpretationsspielraum.

Journalistin allerdings hätte sie nie werden wollen. «Ich fand es viel lustiger, mit all den verschiedenen Ressorts zu tun zu haben, als siebenmal übers Sechseläuten berichten zu müssen», erklärt sie dezidiert. Zudem hätte ihr für diesen Beruf die nötige Bildung gefehlt. Auch habe sie sich früher – im Gegensatz zu heute – beispielsweise für Innenpolitik gar nicht interessiert.



1999 fürs NZZ Folio – die exemplarische Single-Frau.

Acht Chefredaktoren er- und sieben überlebt

So standhaft Eva Uhlmann all die Jahre über auf ihrem Posten verharrte, die Amtszeiten ihrer Vorgesetzten wurden immer kürzer. Sie spricht mit leiser Ironie von der «Halbwertszeit der Chefredaktoren», wenn sie auf die diversen Wechsel anspielt. Hatte es seit der Gründung der Zeitung 1893 bis zu ihrem Eintritt 1954 gerade mal deren drei gegeben, folgten diesen bis zu ihrem Ausscheiden deren acht. Als der Posten 1992 mit Roger de Weck erstmals an jemanden vergeben wurde, der nicht aus

der eigenen Redaktion stammte, machte sich Uhlmann darauf gefasst, ihren Platz mit 57 Jahren räumen zu müssen. Vielleicht würde der neue Chef ja seine eigene Crew an Bord holen wollen. Entlassen würde man sie nach 37 Jahren wohl nicht, war sie sich ziemlich sicher. Eine weitere Beschäftigung als Sekretärin des Dienststellenleiters, eine Stelle, die sie ja ohnehin innehatte, hätte sie sich vorstellen können. Doch von alledem konnte keine Rede sein. Auch de Weck entschied sich für die erfahrene und beschlagene Frau, die den «Laden» so in- und auswendig kannte wie niemand sonst.

Ein Rücktritt auf Raten

Die Zusammenarbeit klappte einwandfrei – wie übrigens mit all ihren Chefs. So gut, dass sich Eva Uhlmann mit de Weck darüber einigte, auch nach ihrer ordentlichen Pensionierung mit 62 Jahren mit einem Teilpensum weiterzuarbeiten. «Ein Abgang von 120 Prozent auf gar nichts mehr wäre mir schwergefallen», begründet sie ihren für 1997 fälligen Rücktritt auf Raten. Ihre Domäne sollte die «Hauspost» und damit das Innenleben der Redaktion bleiben. Doch daraus wurde vorerst nichts, stand doch erneut ein Chefredaktorenwechsel an. Nachdem sie noch die neue Sekretärin von Esther Girsberger, der sechsten im Bunde der Uhlmann'schen Vorgesetzten, durch deren erste Zeit begleitet hatte, reduzierte sie ihr Pensum wie geplant auf die weitere Betreuung der «Hauspost». Darüber hinaus kümmerte sie sich für Girsberger und später auch für deren Nachfolger Philipp Löpfe und Peter Hartmeier um die schriftlichen Antworten auf Anliegen, Kritik und Fragen aus der Leserschaft. Dass man ihr damit ermöglichte, nach Erreichen des Pensionsalters weitere sieben Jahre in ihrem zweiten Zuhause, der Redaktion, verankert zu bleiben, rechnet sie dem Unternehmen hoch an. Ihren Chefsekretärinentitel hingegen gab sie ohne Mühe preis, hatte sich doch der Beruf der Sekretärin auf Wunsch ihrer jüngeren Kolleginnen zu jenem einer «Assistentin» gewandelt, eine «Aufwertung», über die sie sich eher lustig machte. Ihre Position sei stets eine dienende gewesen, was ihr immer gefallen und ihrem Charakter entsprochen habe. Eigene Projekte zu verfolgen, wie das viele wünschten, habe sie nie angestrebt. «Mein Ehrgeiz bestand einzig und allein darin, das, was ich machte, möglichst gut zu machen.» Ebenso wenig habe sie in all den Jahren je eine Lohnerhöhung gefordert, diese habe man ihr immer von selbst angeboten, betont sie, und ein Quäntchen berechtigter Stolz über die Wertschätzung ihr und ihrer Arbeit gegenüber blitzt hinter ihrer Bescheidenheit hervor.

Grosse Auftritte am Finale

2005 dann der finale Abschied mit 70 Jahren. Die «Hauspost» gab Eva Uhlmann in die Hände ihrer ehemaligen Stellvertreterin und besten Freundin, archivierte noch während eines halben Jahres die Chefredaktionsakten ihrer Tage und beschloss ihren «sanften Abgang» mit einem rauschenden Fest. Dass sie

den eigens für diesen Anlass gegründeten Chor der ehemaligen und aktuellen Chefredaktionsmitglieder, welcher ein selbst verfasstes Loblied auf das «Uhlmannli» intonierte, spontan selber dirigierte, wundert nicht. Schliesslich war ihr Vater Chordirigent gewesen. Das verpflichtet. Noch heute erinnert sie sich mit leuchtenden Augen, wie sie zudem von der grossen Schauspielerin Maria Becker überrascht wurde, die einige von Uhlmanns Kolummentexten las, welche in früheren Jahren sporadisch im Tagi erschienen waren. Für die einstige Handelsschülerin, die ums Schauspielhaus gestrichen war, um einen Blick auf die angeschwärmten Theaterstars zu erhaschen, ein absolutes Highlight.



So dirigiert man eine Chefredaktion! Eva Uhlmann an ihrem Abschiedsfest im Schiffbau 2005.

Ein Happy End also, wie es im Buche steht – bloss doch noch nicht ganz das Ende. Zunächst zögerlich, dann aber mit zunehmender Freude akzeptierte die frisch Pensionierte die Bitte der Redaktion, dem Tagi ihr Schreibtalent mit Kolumnen über ihr Rentnerleben zur Verfügung zu stellen. So bot die ehemalige «Hauspost»-Redaktorin der Leserschaft während dreieinhalb Jahren Einblicke in ihren neuen Lebensabschnitt. Dieser lässt ihr jetzt jenen Raum, der ihr bei ihrer intensiven Berufstätigkeit mit minimaler Freizeit fehlte. Sie nutzt ihn etwa für Theater- und Konzertbesuche, Diskussions- oder Vortragsveranstaltungen, ist aber auch bestens vernetzt mit vielen ehemaligen Tagi-Kolleginnen und -kollegen, mit denen sie sich regelmässig trifft. Zudem ordnet sie den Familiennachlass, allerdings wohlwissend, dass sie als Einzelkind die Letzte ihres Familienzweigs ist. Von den insgesamt sechs Geschwistern ihrer beiden Eltern hatte keines Nachkommen. «Ich sterbe zu hundert Prozent aus», sagt sie, und ein leiser Ton von Wehmut klingt mit.

Rückblick in Minne

Wenn Uhlmann ihren Blick zurückschweifen lässt, trübt kein Miss-ton ihre Erinnerungen. Nie sei ihr Unrecht geschehen, nie habe sie einen «richtigen Knatsch» erlebt, nie an einen Stellenwechsel gedacht. «Irgendwann hätte man mich sowieso nirgendwo anders mehr brauchen können», meint sie. Eine wahrhaftige Familie habe sie sich an ihrem Arbeitsplatz aufgebaut, die beste aller Zeiten erlebt, den ganzen Aufschwung nach dem Krieg, der auch den Tages-Anzeiger erfasst und gross gemacht hat. Die heutige Entwicklung in der Medienbranche, insbesondere auch beim Tagi, beschäftigt und bestürzt sie jedoch ebenso wie dessen verlustig gegangener Status als Flaggschiff. Den Niedergang des Qualitätsjournalismus bezeichnet sie als «Trauerspiel».

Der schönste Moment im Tag

Hinter Eva Uhlmanns lebhaften Erzählungen versteckt sich fast die Hälfte der Geschichte der Zeitung. Ihr Engagement, ihr Wissen, ihre Treue und ihre Liebe, mit denen sie während über fünfzig Jahren ans Werk ging, widerspiegelt sich in jedem ihrer Worte. «Bis heute ist der schönste Moment im Tag, wenn ich am Morgen den jungfräulichen Tages-Anzeiger öffnen kann.» Mit dieser Aussage erhellt sie, wie viel Lebensinhalt ihr ihre Tätigkeit gegeben hat und dank der Erinnerungen noch heute gibt. Mit Fug und Recht darf man also die ungewöhnliche Verbindung zwischen der kleinen Frau und der grossen Zeitung unter den Titel stellen: Bis dass der Tod euch scheidet. vst

(Fotos zur Verfügung gestellt)

Eine Weihnachtsgeschichte

Von Margrit Schilling-Ammann (E 1948)

Es war unsere erste Weihnacht im neuen Heim, und sie sollte besonders festlich und feierlich werden. Mein Mann würde die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel vorlesen und ich dazu passende Musik auf dem Klavier spielen. Ich hatte ein richtiges Programm zusammengestellt und in der Adventszeit auch fleissig geübt.

Und dann kam der Heiligabend. Alle sassen erwartungsvoll beim Christbaum, und ich begann zu spielen. Mein Mann las die Weihnachtsgeschichte, und dazwischen wurden die alten, lieben Weihnachtslieder gesungen. Auf einmal platzte lauthals die Frage in die weihnachtliche Stimmung: «Wann gibt's endlich die Geschenke?» Ich war empört und masslos enttäuscht. Wir waren doch keine kleinen Kinder, welche die Bescherung nicht erwarten können! Auf einen Schlag war die weihnachtliche Stimmung weg, und ich schwor im Stillen: «Lediglich für Undank nie mehr solche Vorbereitungen!» Hastig wurden die liebevoll verpackten Geschenke ausgepackt und nach einem flüchtigen Dankeschön zur Seite gelegt. Von da an war das Weihnachtszeremoniell bei uns erheblich kürzer. Der Heiligabend wurde zum «Geschenkliabend», wie anscheinend in den meisten Familien. Machen es die Südländer doch besser mit der Bescherung am 6. Januar, an Epifania, dem Dreikönigsfest, wo die Befana Geschenke zuteilt? Aber dann würden doch die Weihnachtsgäste umso länger bleiben, und der sprichwörtliche Weihnachtsstress wäre umso grösser...

Also einfach ein Festessen, Kerzlein anzünden und Musik ab CD. Da kamen mir unverhofft Verse von Fridolin Tschudi in den Sinn, der diese Situation so trefflich schildert:

*«Nie wird so dem Bauch gefrönt
als am christlichsten der Feste.
Hinterher wird dann geklönt
Und man legt, indem man stöhnt,
seine Hand auf seine Nester.»*

*«Während man sich kurz kasteit,
übersättigt noch von gestern,
ist man doch schon bald bereit,
mit erneuter Üppigkeit
zu neujahren und silvestern.»*

Später, als wir nur noch zu zweit waren, war das so:

*«Sie hatten, sachlich und modern,
nach reiflichem Bedenken,
einander versprochen, trotz Weihnachtsstern
sich heuer nichts zu schenken.»*

So weit Fridolin Tschudi. Aber das funktionierte bei uns nicht. Eine kleine Aufmerksamkeit musste halt doch sein, etwa die Lieblingsguetzli zum Kaffee, die ich speziell für meinen Mann gebacken hatte, oder seinerseits ein wunderschöner Weihnachtsbrief, eine wahre Liebeserklärung (und erst noch illustriert).

Heuer werde ich nun erstmals allein «feiern» müssen. Mein Mann fehlt mir sehr, gerade auch an den Festtagen. Doch ich weiss, dass es auch für mich Weihnachten wird...

Nachruf auf Grety Glauser



Grety Glauser
16. Januar 1928 –
4. September 2017

Unser Verein ist um ein Ehrenmitglied ärmer: Am 4. September 2017 ist Grety Glauser-Schneiter (E 1944) im Alter von 89 Jahren für immer aus unserer Mitte gegangen. Mit ihr hat uns eine Frau verlassen, die über Jahrzehnte hinweg den Ehemaligenverein gleichermassen prägte wie bereicherte. Erwähnt man ihren Namen im Verein, fallen Aussagen wie «Frau Glauser und der Verein sind *ein* Begriff» oder «Grety Glauser *war* der Verein».

Als Grety Glauser im Herbst 1966 aktiv in die Vereinsarbeit eingriff, war Not am Mann bzw. an der Frau. Als Notfall-Aus-hilfe sprang sie im Sekretariat ein, aus dem Notfall wurde eine «Permanence», und diese ging ein halbes Jahr später nahtlos in die Leitung der Stellenvermittlung über, wo sie unter anderem die frischgebackenen Diplomierten unter ihre Fittiche nahm und ihnen den Weg für die ersten Schritte im Berufsleben ebnete. Ihr wertvoller Einsatz blieb auch auf Vereinsführungsebene nicht unbemerkt: Die damalige Präsidentin Dr. Yvonne Näf bewies ein überaus glückliches Händchen, als sie Grety Glauser gemäss Protokoll «als Würdigung für die geleistete Arbeit» zur Wahl in den Vorstand vorschlug. Eine Würdigung, die Hand in Hand ging mit einem unschätzbaren Gewinn für den Verein, packte Grety Glauser doch bei der Arbeit im Vorstand beherzt mit an. Aus ihren Spezialaufgaben als dessen Delegierte und Vize-Präsidentin wurde ihre Spezialität – und ihr Baby: das Kurswesen.

Zahlen wie 2000 organisierte Kurse oder 100000 begleitete und betreute Kursteilnehmende lassen ungläubig staunen und erahnen, mit wie viel Engagement und Enthusiasmus sie ans Werk ging. «Was wäre das Kurswesen heute ohne Grety Glauser?», fragt ihre Nachfolgerin Christine Markun Braschler im Wissen darum, mit wie viel Einsatz deren Leistung gleichzusetzen ist. Mit viel Fantasie und grossem Talent organisierte sie Reisen, leitete Wandergruppen, entführte die Ehemaligen auf Tagestouren zu Sehenswürdigkeiten im nahen oder weiteren Inland und bot kulturelle Abwechslung bei Theaterbesuchen oder Museumsrundgängen – dies alles im Alleingang, jahrzehntelang und Semester für Semester. Dank ihrer grossen zwischenmenschlichen Qualitäten war sie zudem Anlaufstelle für die Freuden und Sorgen ihrer «Schäfchen», und viele fühlten sich dank ihr im Verein aufgehoben. Daraus resultierten zahlreiche gute, langjährige Freundschaften, die sie stets pflegte.

Grety Glauser hat mit dem Kurswesen eine einzige Erfolgsgeschichte geschrieben, die bis heute unvergessen ist. Zudem hat sie im Vorstand mitgeholfen, «das Schiff auch in stürmischen Zeiten sicher um alle Klippen zu steuern», wie die amtierende Präsidentin Katharina Sigrist im Jahr 1993 bei Glauzers Rücktritt aus dem Vorstand und dem Kurswesen anerkennend festhielt. Auch nach ihrem Ausscheiden blieb sie dem Verein verbunden, genoss grosses Ansehen und wird allen, die sie gekannt und geschätzt haben, in liebevoller Erinnerung bleiben.



Liebe Grety Glauser, was der VEKHZ und seine Mitglieder Dir verdanken, ist kaum in Worte zu fassen. Umso schwerer fällt der Abschied von Dir. Unzähligen Ehemaligen hast Du zu denkwürdigen, bereichernden, unterhaltsamen und inspirierenden Erlebnissen verholfen. Wir versprechen Dir, Deinem Werk weiterhin Sorge zu tragen. Deine letzte Reise hast

Du alleine angetreten, doch unsere Gedanken begleiten Dich, und unser aller Dank für Dein unermüdliches Wirken gehört Dir. vst

Dora de Capitani, Präsidentin VEKHZ
Christine Markun, Vizepräsidentin VEKHZ



Liebe Ehemalige und Freunde unseres Kursprogramms

Wir präsentieren Ihnen heute mit grosser Freude das Programm für die Monate Februar bis April 2018. Da finden sich unserer Meinung nach einige Highlights darunter; eine rechtzeitige Anmeldung empfiehlt sich. Nach wie vor gilt «es hät, so lang s hät». Das definitive Datum für unseren Städtetrip nach Riga, eine sehr angesagte Destination, ist nun bekannt. Wir reisen von Donnerstag, 26. April bis zum Dienstag, 1. Mai 2018. Ein detailliertes Programm ist in Arbeit und wird den Interessierten im Laufe des Dezembers per A-Post zugestellt.

Besichtigungen, Museumsbesuche, Tagesexkursionen, Theatervorstellungen – es sollte für jeden Geschmack und für jedes Budget etwas Passendes zu finden sein. Sogar eine Anleitung zum Glückhsein fehlt nicht bei unseren Vorschlägen! Haben Sie Fragen zum Programm? Das Sekretariat oder die Kursorganisatorinnen helfen Ihnen gerne weiter.

Manchmal lässt es sich nicht vermeiden, dass Sie auf eine Warteliste geraten. Wir tun aber unser Möglichstes, um Sie zu berücksichtigen. Vielleicht dauert es etwas länger, bis wir einen zweiten Kurs organisieren können, da auch ein Zusatzkurs kostendeckend sein muss. Das leidige Geld!

Machen Sie von der Möglichkeit Gebrauch, sich per E-Mail anzumelden (sekretariat@vekhz.ch). Auf diesem Weg erhalten Sie von Zeit zu Zeit auch kurzfristig Vorschläge oder wir machen Sie auf freie Plätze aufmerksam.

Dezember, der letzte Monat im Jahr: Zeit also, Ihnen herzlich für Ihre Treue und Ihr Mitmachen zu danken. Wir sind gerne für Sie da, es macht Spass! Und wenn wir Ihnen Freude bereitet haben, dann hat sich der grosse Aufwand gelohnt – eine echte Win-win-Situation. Bleiben Sie gesund und aktiv! Wir unsererseits freuen uns auf ein gemeinsames erfolg- und erlebnisreiches Kursjahr 2018.

Eine zauberhafte, freudige Winter- und Adventszeit wünscht Ihnen

Ihr Kursteam

Christine Markun-Braschler Maya Jörg-Ulrich



Kursprogramm Februar bis April 2018



Reisen:
Nr. 10, 12



Kunst/Musik/
Theater:
Nr. 4, 5, 6, 9



Exkursionen/
Besichtigungen:
Nr. 1, 2, 3, 7, 8, 11

Das Löwenteam erwartet Ihre verbindliche **Anmeldung für Kurse aus diesem Programm gerne bis zum 19. Januar 2018** mit Ihrer persönlichen Anmeldekarte, per E-Mail sekretariat@vekhz.ch oder Telefon 044 221 31 50.

Ihre Anmeldung ist verbindlich und wird nicht bestätigt. Unsere Bedingungen, Angaben über Anfangszeiten, Dauer, Kurslokal sowie weitere Details finden Sie in der Kursinformation, die zusammen mit der Rechnung am 7. Februar 2018 verschickt wird.



Schwierigkeitsgrad – Mobilität

Februar

1



An einem Freitag im Februar: Anleitung zum Glückhsein – Besuch im Chocolarium Flavil

Die kürzlich eröffnete Erlebniswelt gibt Ihnen Einblick in die Produktionsabläufe einer süssen Verführung. Sie ist schwarz, weiss oder braun, flüssig, zartschmelzend oder hart, bitter, pikant oder süss – für jeden Geschmack und für jede Stimmung ist die passende «Arznei» vorhanden. Bei unserem geführten Rundgang hören und sehen wir Interessantes und Wissenswertes, bevor wir unsere persönliche Schokoladentafel kreieren dürfen und last but not least unseren Vorrat an Glücksstoffen ergänzen – mithilfe von Kaffee und Schokoladekuchen. Gerade das Richtige für graues, kaltes Winterwetter und ein prima Gegenmittel gegen «Winter Blues» oder «Hüttenkoller».

Chocolarium Flavil (SG)
Christine Markun Braschler (E)

Freitag, 2. Februar 2018,
Nachmittagsexkursion
mit der Bahn

Kosten: ca. Fr. 85.– (inkl. Bahn-
fahrt Halbtax, Eintritt & Führung,
persönliche Schokoladentafel,
Kaffee & Kuchen)



2



Der spezielle Rundgang: Ich verstehe nur Bahnhof!

Der altbekannte Zürcher Hauptbahnhof ist Geschichte, und wir Reisenden stehen manchmal etwas ratlos vor den elektronischen Hinweistafeln, Ticketautomaten, den verschiedenen Ebenen und neuen Hallen. Folgen Sie unserem Führer auf einer barrierefreien, gemütlichen Tour rund um den Hauptbahnhof. Sie erhalten Tipps und Tricks, um sich im pulsierenden Bahnhof einfacher zurechtzufinden. Auch dank einer modernen App! Bringen Sie – sofern vorhanden – Ihr Smartphone mit. Mithilfe dieser Bahnhof-App gelingt Ihnen das Ein- und Umsteigen mühelos. Nach diesem Rundgang beherrschen wir die Technik und lassen uns nicht von der Technik beherrschen!

SBB Hauptbahnhof Zürich, Bahnhofmarketing
Christine Markun Braschler (E)

Freitag, 9. Februar 2018,
Vormittagsveranstaltung

Kosten: ca. Fr. 30.–
(inkl. Führung)



3



Wie entstehen Erdbeben? focusTerra an der ETH Zürich gibt Antworten

focusTerra, das erdwissenschaftliche Forschungs- und Informationszentrum der ETH Zürich, vermittelt auf inspirierende und allgemein verständliche Weise Hintergründe des Lebens auf unserem Planeten. Entdecken Sie die Faszination und Dynamik der Erde hautnah. Im Dialog mit der Erde wird dargestellt, wie Erdbeben entstehen. Die Ausstellung beherbergt einen über drei Tonnen schweren Erdbebensimulator, mit dem sich die Bodenbewegungen von Erdbeben bis Magnitude 8 simulieren lassen. Anhand von real aufgezeichneten Erdbebensignalen können wir das Phänomen «Erdbeben» gefahrlos am eigenen Körper erfahren.

focusTerra, ETH Zürich
Maya Jörg-Ulrich (E)

Freitag, 23. Februar 2018,
14.00 bis ca. 15.00 Uhr

Kosten: ca. Fr. 35.–
(inkl. Führung)



März

4

**Blick hinter die Kulissen der neuen Tonhalle Maag**

Dort, wo heute das Tonhalle-Orchester Zürich sein zeitlich beschränktes Zuhause gefunden hat, gründete Max Maag 1913 eine Fabrik zur Herstellung von Zahnrädern und Werkzeugmaschinen, die auf der ganzen Welt bekannt und beliebt waren. Maag-Zahnräder wurden zum Inbegriff schweizerischer Präzision! Tempi passati – auf dem Werkgelände siedelten sich im Laufe der Jahre zunehmend Büros, Kleinunternehmer und Dienstleister an, bevor die Stadt im Jahr 2000 ein neues städtebauliches Konzept für die weitere Entwicklung und Nutzung des Areals präsentierte, das seither Schritt für Schritt umgesetzt wird. Bei unserer Führung sehen und hören wir, wie aus einer Fabrikhalle eine tontechnisch einwandfreie Konzerthalle wurde. Viele Probleme mussten dabei gelöst werden – überzeugen Sie sich persönlich vom Ergebnis beim anschließenden Lunch-Konzert.

Tonhalle Maag
Christine Markun Braschler (E)

Donnerstag, 1. März 2018,
10.15 Uhr bis ca. 14.00 Uhr

Kosten: ca. Fr. 65.–
(inkl. Führung, Lunchkonzert)



5

**Sterben Sie wohl – Illustrationen und Objekte zum Tod**

«Ich habe keine Angst vor dem Sterben, ich möchte nur nicht dabei sein, wenn es passiert», sagte einst Woody Allen. Mit dem Lebensende gehen Menschen unterschiedlich um. Die Bandbreite reicht vom Verdrängen bis zum Planen des eigenen Todesdatums. Geredet wird über das Thema meist ernst und leise. Weniger oft traut man sich, über den Tod zu lachen und zu spotten oder sich mit ihm in einer provozierenden Art zu befassen. Gerade dies wird in Illustrationen und Cartoons aber immer wieder gemacht. Das Friedhof Forum hat arrivierte und noch weniger bekannte Künstlerinnen und Illustratoren eingeladen, sich im Stadtzürcher Friedhof Sihlfeld frei von Dogmen, falschem Respekt und Schwulst mit dem Lebensende auseinanderzusetzen.

Friedhof Forum, Friedhof Sihlfeld
Maya Jörg-Ulrich (E)

Mittwoch, 7. März 2018,
14.00 bis ca. 15.00 Uhr

Kosten: ca. Fr. 45.–
(inkl. Führung)



6

**Heute Gemeindeversammlung: Eine Komödie mit Mike Müller**

Nach «Elternabend» und «Truppenbesuch» zeigt Mike Müller seinen dritten Soloabend. «Heute Gemeindeversammlung» ist nicht mehr Dokumentartheater mit Originalzitate und Videos, sondern die reine Fiktion des Politikbetriebes auf der kleinsten Flamme, der Gemeindepolitik. Hier wird die Suppe heisser gegessen, als sie gekocht wurde. Neben den üblichen Geschäften um Schulkommission, Einbürgerung oder Bauprojekte geht es um die Fusion mit einer Nachbargemeinde. Bleibt man selbstständig oder will man Kosten sparen? Es gibt viele Voten, einen zunehmend aufgebracht Gemeindepäsidenten und eine Gemeindeversammlung, die aus dem Ruder läuft – alles gespielt von Mike Müller.

Kulturzentrum Obere Mühle, Dübendorf
Maya Jörg-Ulrich (E)

Freitag, 16. März 2018,
Beginn der Vorstellung: 20.00 Uhr

Kosten: ca. Fr. 65.–

April

7

**Kaffeehauskultur in Zürich – ein Stadtspaziergang entlang einer Kultur- und Wirtschaftsgeschichte**

Ja, nicht nur in Wien, auch in Zürich hat sich eine Kaffeehauskultur rund um das orientalische Gebräu entwickelt. Mit etwas Verspätung kam der Genuss des Kaffees nach Zürich und erst um 1900 gewann diese Kultur an Bedeutung, in Anlehnung an Wiener Kaffeehäuser oder französische Boulevardcafés. Gewohnheiten ändern sich und passen sich neuen gesellschaftlichen, kulinarischen und wirtschaftlichen Trends an. Wir hören über die Geschichte des Kaffees in Zürich und lernen einige der Lokale kennen, in denen Kaffeehaus-Geschichte geschrieben wurde. Den Rundgang beschliessen wir mit dem Besuch eines Cafés und lassen uns von einem gewieften Barista unseren Lieblingskaffee kredenzen.

Yvonne Höfliger, lic.phil., Kunsthistorikerin
Christine Markun Braschler (E)

Dienstag, 10. April 2018,
9.00 Uhr bis ca. 11.00 Uhr

Kosten: ca. Fr. 55.–
(inkl. Führung, Café)



8



Knies Kinderzoo: Ein Blick hinter die Kulissen

Erleben Sie Knies Kinderzoo auf einem abendlichen Rundgang in ganz spezieller Atmosphäre. Wie geht es in einem Zoo zu und her, wenn die grossen Menschenmassen weg sind? Es bietet sich uns die Chance, Antworten zu erhalten und den Mitarbeitenden bei der Fütterung der Tiere oder bei sonstigen Arbeiten, die man tagsüber nicht zu Gesicht bekommt, über die Schulter zu sehen. Ein Mitarbeiter gewährt uns einen Blick hinter die Kulissen und füttert uns mit Fakten. Der Rundgang startet mit einem kleinen Apéro. Sind Sie dabei?

**Knies Kinderzoo, Rapperswil
Maya Jörg-Ulrich (E)**

Donnerstag, 12. April 2018,
Abendveranstaltung
(Führung: 18.00 bis
ca. 20.30 Uhr)

Kosten: ca. Fr. 95.–
(inkl. Bahnfahrt Halbtax,
Führung, Apéro)



9



Kunsthau Zürich: «Fashion Drive» – extreme Mode in der Kunst

Mode macht Kleider – Kleider machen Leute – Leute machen Mode. Die Sonderausstellung im Kunsthaus Zürich befasst sich mit dem Thema Mode und zeigt 500 Jahre Modegeschichte im Spiegel der Kunst. Schwerpunkte liegen im ausgehenden 18. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, mit einem Seitenblick in die Renaissance und die Gegenwart. Die Mode ist sowohl wirtschaftlicher Faktor wie auch Stimmungsbarometer für gesellschaftliche Befindlichkeiten, Ein- und Ausschlussmechanismus für Gruppen oder Ausdruck von Sehnsüchten. Valéria Jakob Tschui nimmt uns anhand von Bildern, Fotografien, Plastiken oder Installationen mit auf eine Reise durch amüsante, extreme, problematische wie auch subversive Momente der Modegeschichte.

Valéria Jakob Tschui

Dienstag, 24. April 2018,
10.30 Uhr bis ca. 12.00 Uhr

Kosten: ca. Fr. 50.–
(inkl. Gruppeneintritt,
90 Minuten Führung),
Red. für Mitglieder KG



10



Kunst-Kultur-Kulinarik-Kurzreise: Riga – die lettische Seele

Im Jahr 1837 schrieb Richard Wagner begeistert über Riga und nannte die Stadt «den schönsten Ort der Welt». Riga war im 19. Jahrhundert eine äusserst wohlhabende und aufstrebende Metropole, die wichtigste Hafenstadt des Zarenreichs. Doch Riga machte auch schwere Zeiten durch, und erst der Zusammenbruch der Sowjetunion und die Unabhängigkeit Lettlands brachten einen Aufschwung, neue Vitalität und Lebensfreude und damit 2014 sogar die Ernennung zur europäischen Kulturhauptstadt. Unsere Frühjahrs-Städtereise macht uns mit der Geschichte, der Architektur und dem Alltag in der lettischen Hauptstadt bekannt. Wir suchen uns ein komfortables Hotel aus, treffen kenntnisreiche lokale Begleiter und gehen zu Fuss auf Entdeckungsreisen – kulturellen wie auch kulinarischen! Flugreise, 5 Übernachtungen und Möglichkeit zur Verlängerung. Das Detailprogramm wurde den Interessierten bereits zugestellt.

Christine Markun Braschler (E)

Donnerstag,
26. April bis
Dienstag, 1. Mai 2018

11



Auf den Spuren von Anna Göldi

Seit dem 20. August 2017 befindet sich das neue Anna Göldi Museum im historisch einmaligen und eindrücklichen Hänggitturm in Glarus/Ennenda. Wobei der Begriff «Turm» irreführend ist. In Wirklichkeit ist der Ausstellungsraum ein riesiger, fantastischer, fast sakral anmutender Saal, in dem in der Blütezeit der Glarner Textilindustrie die bedruckten Stoffbahnen zum Trocknen aufgehängt wurden. Das moderne und gänzlich neu konzipierte Museum ist dem tragischen Schicksal der 1782 durch das Schwert hingerichteten Magd Anna Göldi gewidmet und zeichnet die Stationen ihres Lebens nach. Im Zentrum der Ausstellung steht der unvergleichlich gut dokumentierte Prozess, namentlich die ausführlichen Folterprotokolle. Darum herum werden wir auf dem Rundgang von einer Themeninsel zur anderen geführt: Hexenwahn, Netzwerk der Macht, Aufklärung, Publizistik, Erinnerungskultur, Rehabilitation. Nach dem Mittagessen vertiefen wir unsere Kenntnisse noch auf einem Stadtrundgang «auf den Spuren von Anna Göldi».

**Anna Göldi Museum, Ennenda
Maya Jörg-Ulrich (E)**

Freitag, 27. April 2018,
9.30 bis ca. 18.00 Uhr

Kosten: ca. Fr. 120.–
(inkl. Bahnfahrt Halbtax,
Mittagessen, Museumsführung
und Stadtführung)



Vorschau

12



Die September-Literaturreise 2018: The grass is greener in Ireland

Irland, grüne Insel im Atlantik, Reiseziel par excellence, ist auch das Ziel unserer September-Literaturreise 2018. Wir fliegen direkt nach Dublin, logieren für einige Nächte in einem Hotel am St. Stephens Green, sehen uns die Kapitale zu Fuss und die nähere Umgebung mit dem Car an – unser treuer Fahrer John wird uns auch in Irland begleiten! Die restlichen Tage machen wir Station in einem Schloss-Hotel in der Nähe von Cork, der heimlichen Hauptstadt Irlands. Von diesem Ort aus erkunden wir alle wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Republik und lassen uns dafür viel Zeit.

Carole Schwitter Adams R.S.A., Christine Markun Braschler (E)

Donnerstag, 13. September bis
Freitag, 21. September 2018

Detailprogramm ab Januar 2018

Grabgesang für die Musik?

«The Day the Music died» – schon der Titel der neuesten Hottinger Forumsausgabe liess dunkle Wolken am Schweizer Musikhimmel erahnen. Nicht zu Unrecht, wie sich im Gespräch mit dem Musiker Adrian Stern und dem Branchenkenner Poto Wegener zeigen sollte. Doch was das Publikum während der Veranstaltung zu hören bekam, relativierte dies zumindest teilweise in schönsten Tönen.

Keine Spur von Totengräberstimmung, im Gegenteil: Der bekannte und erfolgreiche Schweizer Singer-Songwriter Adrian Stern gab mit sicht- und hörbarer Freude an seinem Tun Kostproben seines Könnens und trug mit seiner Gitarre seine grössten Hits vor. Äusserst virtuose Begleiter am Piano fand er in den Moderatoren des Anlasses, Mike Moling, Deutschlehrer, und Gregor Müller, Mathematiklehrer an der KSH. Wer die drei spielen hörte, ob nun solo oder als Trio, zwei- oder vierhändig, währte sich an einem Live-Konzert der mitreissenden Art. Und musste fast automatisch zum Schluss kommen: Mit solcher Musik lässt sich bestimmt Geld verdienen.

Keine Aussicht auf Millionen

Doch die Realität sieht anders aus. Schon die ersten Fakten, die Poto Wegener, Direktor Swissperform (Verwertungsgesellschaft für die Leistungsschutzrechte für Ausübende und Produzierende im Bereich Musik etc.) auspackte, liessen aufhorchen. Gregor Müller zitierte ihn wie folgt: «Die digitale Evolution bietet Kunstschaffenden und Produzenten viele Chancen. Es gilt aber auch, die Kehrseite der Entwicklung zu beachten. [...] Kunst, insbesondere Musik, ist allgegenwärtig, gleichzeitig sinkt die Bereitschaft der Gesellschaft, die Leistung der Künstler und Produzierenden zu entgelten.»

An einem fiktiven Beispiel, ausgehend von einer durchschnittlich bis überdurchschnittlich bekannten und erfolgreichen vierköpfigen Schweizer Band, die ihre Songs nicht nur aufführt, sondern auch selber schreibt und komponiert, errechnete er ein Monatseinkommen pro Musiker von gerade einmal 1700 Franken. In diesen Betrag miteinbezogen sind CD-Verkauf sowie Einnahmen aus Downloads und Streams, Konzerten und Radioausstrahlungen. Kein

Verdienst also, mit dem sich leben lasse, und schon gar keiner, der einhergehe mit Goldschmuck und Cadillacs, wie man dies von Bildern amerikanischer Superstars kenne, stellte Wegener ernüchternd klar.

Einer, der früh wusste, was er will

Ob diese wirtschaftlichen Aussichten Adrian Stern bewusst waren, als er sich entschied, seiner Passion, der Musik zu folgen? Beirrt hätten sie ihn so oder so wohl kaum. Gepackt hatte ihn die Lust an der Musik als Zehnjährigen, als er im Film «Back to the Future» den Hauptdarsteller sah, der aus seiner Gitarre das Letzte herausholte. Dieses Schlüsselerlebnis habe ihn «völlig umgehauen». Mit einem Brett, an das er einen Stecken genagelt hatte, und seinem Kassettengerät bewaffnet, legte er in der Schule vor versammelter Klasse einen Playbackauftritt des im Film gespielten Songs «Johnny, be good» hin, «bis die Lehrerinnen mein Kassettengerät abstellte und mich an den Platz schickte». Von diesem Moment an wusste er: «Das ist es, was ich tun will, so will ich mich ausdrücken.» In der Folge absolvierte er in gut schweizerischer Manier eine «seriöse Ausbildung» an einer Jazzschule. Doch statt an der Abschlussprüfung zu zeigen, was er als Jazzgitarrist drauf hatte, trug er eigene Songs in Schweizer Mundart mit einfacher Gitarrenbegleitung vor, was ihm einen nur gerade knapp bestandenen Abschluss eintrug.

Mit seinem ersten grossen Hit im Sommer 2003 trat er jedoch als 28-Jähriger den Beweis an, dass in der Kunst Abschlüsse eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Text wie Musik fingen das Lebensgefühl der jungen Generation in jenen Jahren ein, die der immer gleichen Happy-End-Balladen der Weltstars überdrüssig war, und der Grundstein für eine erfolgreiche Karriere war gelegt. Ein weiterer Volltreffer folgte sieben Jahre später: 50'000 verkaufte Alben, 80'000 verkaufte Songs, Gewinner des Swiss Music



Poto Wegener



Der Schweizer Singer-Songwriter Adrian Stern

Awards – Adrian Stern war auf dem Gipfel des in der Schweizer Musikbranche Möglichen angekommen. Und damit also doch bei Goldschmuck, Cadillac und stetig klingelnden Kassen?

Digitale Nutzung bringt minimale Einkünfte

Dem steht nicht nur der beschränkte Markt für Schweizer Mundartsongs, sondern vor allem auch der im digitalen Zeitalter völlig veränderte Musikkonsum im Weg. Die im Vorfeld der Veranstaltung bei fünf Gymiklassen gestartete Umfrage ergab nämlich, dass der weitaus grösste Teil der 110 Befragten Musik übers Internet mit (Gratis-)Downloads bei Spotify, Apple Music, Youtube und Co. bezieht. Der CD-Kauf ist mittlerweile so unpopulär, dass er sich gegen Null bewegt. Diese Tendenz ist allgemeingültig für den heutigen Musikkonsum, vor allem bei den jüngeren Generationen. Die Konsequenz davon: Die Einkünfte für die Musiker sind drastisch geschrumpft. Ging mit dem Verkauf von CDs noch ein angemessener Betrag in die Taschen der Künstler, ist mit Downloads nur noch ein Bruchteil dessen zu verdienen. Dies nicht zuletzt, weil mehrheitlich nicht ganze Alben, sondern bloss einzelne Songs heruntergeladen werden. Noch düsterer sieht es beim Streaming aus. «Etwa auf 0.003 Rappen pro Stream» bezifferte Poto Wegener den Profit für die Interpreten. «Mit 5000 Streams kann man sich in Zürich etwa ein Bier leisten, wenn man alle Rechte an einem Song besitzt», rechnete er vor. Für Musiker, die von ihrer Kunst leben müssen, ein erschreckendes Szenario.

Natürlich auch für Adrian Stern, immerhin selber auch ein Spotify-Konsument und -Liebhaber. Die Entschädigungsregelung bezeichnete er als «erbärmlich». Als seine Plattenfirma sich Spotify angeschlossen habe, sei er ermuntert worden, dort ebenfalls einzusteigen, im Hinblick darauf, dass dieser Weg die Zukunft sei. Alles Weitere werde geregelt. «Wer sagt schon nein zur Zukunft?», begründet Stern leicht ironisch den Einstieg in dieses neue Geschäft. Immerhin sei diese Variante noch besser als die Gratisdownloads.

Verlustgeschäft für Streamingportale

Doch Spotify mache sich – wenn überhaupt – nur für Musiker mit einem grossen Zielpublikum, wie das etwa in Amerika vorhanden ist, bezahlt, konstatierte Poto Wegener. Bis vor Kurzem unterhielt der Streamingdienst keine eigene Schweizer Playliste, was bedeutete, dass Schweizer Musiker weltweit mit den grossen Namen des Weltmarktes zu konkurrieren hatten. Problematisch dabei ist, dass den Interpreten kein fixer Betrag pro heruntergeladenen Titel bezahlt wird, sondern dass das gesamt-haft auszuschüttende Geld anteilmässig verteilt wird. Wenn ein Titel also häufig heruntergeladen wird, geht das auf Kosten anderer, weniger nachgefragter Songs. Da die Nachfrage gerade nach Titeln in Mundart sich auf den sehr begrenzten Deutschschweizer Markt beschränkt, ist die Entschädigung, die etwa Adrian Stern für seine gestreamten Stücke erhält, minimal. Obwohl Investoren Abermillionen investiert haben und Spotify

inzwischen 140 Millionen Nutzer, davon 60 Millionen zahlende, ausweist, schreibt das Unternehmen weiterhin hohe Verluste. Gemäss Wegener tobt ein Konkurrenzkampf zwischen den beiden führenden Streamingportalen Spotify und Apple Music, in dem jedes die alleinige Marktherrschaft anstrebt. Überleben werde langfristig wohl nur eines, vermutet der Branchenfachmann.

Die CD – ein Auslaufmodell

War noch vor wenigen Jahren der Verkauf von CDs ein einträgliches Geschäft für die Musiker, ist dieser Markt heute auf ein Minimum geschrumpft. Nur gerade 15 % der befragten Schülerinnen und Schüler gaben an, gelegentlich Tonträger zu kaufen. Auch für Adrian Stern stellt die CD ein Auslaufmodell dar. Trotzdem ist für ihn klar, dass er weiterhin welche herausgeben wird, jedoch in kleineren Mengen. Er sieht sie als Bindeglied zwischen sich und dem Publikum, dem er die Möglichkeit geben möchte, seine Musik etwa nach einem Konzert als physische Erinnerung an die guten erlebten Momente nach Hause zu nehmen.

Einheimische Musik ist wenig gefragt

Von einem Heimvorteil können Schweizer Künstler zumindest bei den befragten KSH-Schülerinnen und Schülern kaum profitieren. Drei Viertel gaben an, keinen Schweizer Pop, Rock oder Jazz zu hören, gerade mal 12 % besuchen Konzerte von Schweizer Musikern. Damit bestätigten sie eine Statistik, der gemäss die Schweiz unter allen erfassten Ländern auf dem zweitletzten Platz liegt, was den Konsum einheimischer Musik angeht. Immerhin das öffentlich-rechtliche Radio bemüht sich um die Verbreitung des einheimischen Musikschaffens, etwa mit dem Sender Virus, bei dem der Anteil an Schweizer Musik 60 % ausmacht. Im Gegensatz dazu stehen die Privatsender mit einem Anteil von höchstens 10 %, wie Poto Wegener weiss. Weil die No-Billag-Initiative auch das Radio betrifft und das Aufzeigen der Kulturvielfalt ebenso wie die Förderung der Schweizer Musikschaffenden in höchstem Masse gefährdet, lehnt Wegener sie dezidiert ab. So auch Adrian Stern: «Ich will nicht in einem Land leben, das von privaten Medienhäusern regiert wird, wie das in Amerika der Fall ist.»

Die Sprache als Hemmschuh?

Schuld am mangelhaften Interesse an Schweizer Musik sei die Sprache, so ein Votum aus dem Publikum. Englisch komme bei den jungen Musikkonsumenten einfach besser an, eigne sich besser für die bevorzugten Musikstilrichtungen wie etwa Rhythm and Blues, Hip-Hop oder Rap. Diese Meinung kann Adrian Stern nachvollziehen. Auch er habe Musik in jungen Jahren hauptsächlich des Sounds wegen gehört. Erst mit zunehmendem Alter gewinne das Verstehen der Texte an Wichtigkeit. Seine Konzerte besucht hauptsächlich ein nicht mehr ganz junges Publikum, das es als Mehrwert empfindet, wenn die Texte in der ihnen geläufigsten Sprache gesungen werden. Dem trägt der Singer-Songwriter Rechnung, indem er keine Songtexte schreibt, die

lediglich «auf der Welle des Rhythmus reiten», wie das etwa im Mainstream-Pop häufig der Fall ist. Den passenderen Weg sieht er für sich darin, etwas wirklich Substantielles zu erzählen, sich in der eigenen Sprache mitzuteilen. «Es ist mir wichtig, was ich sage und wie ich es sage.» Dass er dies so tun kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sieht er auch als Chance, um sich von der internationalen Konkurrenz abzuheben.

Subventionen für einheimische Musiker sieht Poto Wegener nicht als probates Mittel, um deren Einkünfte auf ein Niveau anzuheben, das es ihnen ermöglicht, von der Musik zu leben. Für gerechtfertigt hält er sie bestenfalls als Starthilfe, «nachher müssen die Künstler selber fliegen». Es gelte, für die fehlenden Einkünfte aus Plattenverkäufen Ersatz zu finden, nebst Konzerten etwa mit Auftritten für Sponsoren und Firmen oder auch an privaten Anlässen. Dabei wählerisch zu sein, liege heute nicht mehr drin.



Gregor Müller (l.)
und Mike Moling

The Music Will Not Die

Das Fazit des ebenso vielschichtigen wie vielseitigen Forums:

Solange es Musiker gibt, die ihr Metier oder Hobby mit so viel Können und Freude betreiben, wie das Trio Stern/Moling/Müller bei ihrem Schlussakt, wird die Musik nie ein Totenbett finden. Digitalisierung und wirtschaftliche Hindernisse hin oder her.

vst

Das Wort hat der Rektor

Elektronisches Absenzensystem



In den letzten Jahren haben die Absenzen der Schülerinnen und Schüler stetig zugenommen. Die Gründe lassen sich grob in drei Kategorien unterteilen: Krankheit, psychische Belastungen und Schwänzen.

Die Absenzen aus den Kategorien psychische Belastungen und Schwänzen bereiten uns zunehmend Sorgen. In der letzten Früh-

jahrstagung der Schulleiterkonferenz haben wir uns intensiv den zunehmenden Absenzen aus psychischen Gründen gewidmet und festgestellt, dass alle Zürcher Mittelschulen vermehrt davon betroffen sind. Wir haben Verständnis für die vielfältigen Belastungen, denen unsere Schülerinnen und Schüler heute ausgesetzt sind. Eine frühzeitige Information der Lehrpersonen und der Schulleitung über besondere Probleme der Schülerinnen und Schüler erleichtert es allen, eine optimale Lösung zu suchen und finden.

Auch das Schwänzen hat in letzter Zeit zugenommen. So stellen wir fest, dass zum Beispiel vor dem Abgabetermin der Maturitätsarbeiten, in den Zeiten vor den Querschnittsprüfungen oder bei Open Airs auffällig viele Schülerinnen und Schüler den Unterricht nur noch selektiv besuchen und, wenn überhaupt, ihre Absenzen mit «Übelkeit» oder «Schwindel» entschuldigen. Während der Absenzen geht der Unterricht weiter, und die Schülerinnen und Schüler verpassen Lerninhalte, die sie selbstständig nachholen und aufarbeiten müssen. Dies ist nicht immer einfach und erfordert Disziplin und einen Mehraufwand.

Auch im Zeitalter von Bildung 4.0, 5.0 und zunehmender Digitalisierung ist und bleibt die Mittelschule eine Schule, die vom Unterricht im Klassenverband vor Ort lebt. Die digitalen Entwicklungen müssen in den Unterricht einfließen, können aber den klassischen Unterricht vor Ort nicht vollständig ersetzen. Die Lernbeziehungen zwischen Lehrpersonen und Schülerinnen und Schülern sowie die in der Klasse stattfindenden Interaktionen unter Schülerinnen und Schülern sind wesentlich zur Erlangung von Kompetenzen und Werthaltungen. Die Aneignung von Wissen und Kompetenzen erfordert in jedem Fall Zeit. Dies wird von den Schülerinnen und Schülern häufig unterschätzt, und so können relativ schnell Lücken entstehen, die nur mit grossem Aufwand geschlossen werden können.

Damit wir und die Eltern bei Absenzen rechtzeitig und besser intervenieren können, haben wir auf Beginn des Schuljahres 2017/18 ein elektronisches Absenzensystem eingeführt. Die Absenzen werden von den Lehrerinnen und Lehrern mindestens einmal pro Woche im Intranet erfasst und sind für alle Beteiligten (den/die jeweilige/n Schüler/-in, deren/dessen Eltern, Lehrpersonen und Schulleitung) jederzeit einsehbar. Absenzen, die von den Schülerinnen und Schülern nicht fristgerecht entschuldigt werden, gelten als unentschuldigt. Nach drei unentschuldigten Absenzen erhalten die Eltern ein Schreiben von der Schule, und das Gespräch zwischen Schule und Eltern kann gesucht werden. Wir hoffen, mit diesem System einen weiteren Beitrag zum Austausch zwischen Eltern und Schule zu leisten und damit den Schülerinnen und Schülern den Schulalltag zu erleichtern.

Daniel Zahno, Rektor der KSH

Anders leben – Non-Fiction

Christiane Tramitz: **Harte Tage, gute Jahre.** Knauer, 270 Seiten

Noch so gerne hätte Mare den elterlichen Hof im Chiemgau übernommen, doch den dortigen Gebräuchen gemäss wurde die ältere, verheiratete Schwester Bäuerin, da der einzige Bruder im Krieg war. So zog Mare mit keinen zwanzig Jahren nach einer enttäuschten Liebe allein auf die Oberkaseralm der Familie – und verbrachte dort als Sennerin vom Geigelstein ihr ganzes Leben in einem unvorstellbar einfachen Hüttchen.

Voller Zuneigung und Respekt schreibt die Autorin, Verhaltensforscherin u. a. am Max-Planck-Institut, über Mares entbehrensreiches Leben, ihre Freude am Vieh und der wunderbaren Landschaft, über unendlich einsame und kalte Winter, Mares wilde Jahre als Wirtin auf der Alm, über die wenigen Leute, die ihr etwas bedeuteten. Christiane Tramitz hat die zunehmend eigensinnige, zähe Mare über manche Jahre immer wieder besucht und offensichtlich gerne gemocht, und so taucht man Hals über Kopf ein in diese wunderbar verfasste Geschichte mit den vielen Dialekt-Zitaten. Mare starb, weit über 90, wenige Tage nach Erscheinen dieses Buches.

Dorothee Degen-Zimmermann: **Aus dir wird nie etwas!**

Limmat, 173 Seiten

Wenn er denn überhaupt eine Wahl gehabt hätte, wäre Paul Richeners Leben ganz, ganz anders verlaufen. Dann hätte seine Mutter die Familie nicht verlassen, wären Päuli und sein Bruder – die grossen Geschwister gingen bereits einer Arbeit nach – nicht auf sich allein gestellt gewesen, dann hätte jemand gekocht und gefragt, wie es in der Schule war, dann hätte er sich Essbares nicht zu ergaunern brauchen und sich nicht dauernd schämen müssen. Paul hatte aber keine Wahl und machte die damals übliche Karriere für Kinder aus dysfunktionalen Familien von Pflegefamilien über Kinderheim und weitere Pflegefamilien ins Jugendheim. Allerorten ausgenutzt, gedemütigt, ungeliebt, überflüssig. Trotz seiner Intelligenz und seiner Einsatzbereitschaft wurde ihm seitens der Behörden und der Gesellschaft ein Stein nach dem andern in den Weg gelegt. Mit Freuden vernimmt man deshalb, dass er trotz allem eine Ausbildung zum Polizisten machte, eine Familie gründete – und heute sein Amt als Gemeindepräsident in Nussdorf allen früheren Unkenrufen zum Trotz gewissenhaft und erfolgreich ausführt. Ein richtig schweres Leben, eindrücklich niedergeschrieben und bebildert, das Aufschluss über das Versagen der Verantwortlichen in der Schweiz Mitte des letzten Jahrhunderts gibt. Und das dennoch so etwas wie ein Happy End hat.

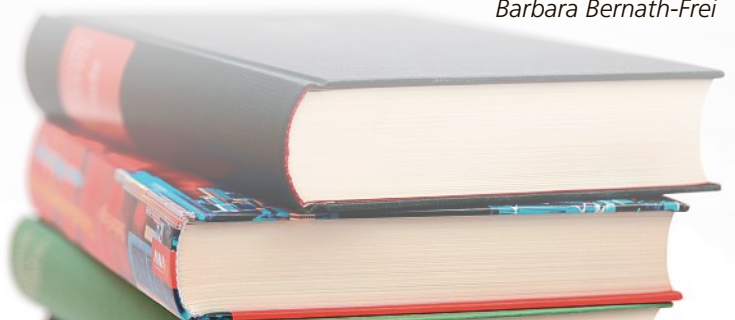
Michael Finkel: **Der Ruf der Stille.** Goldmann, 254 Seiten

Es fällt schwer zu glauben, dass Christopher Knight tatsächlich 27 Jahre in den Wäldern Maines gezeltet und selbst die eisigsten Winter überlebt hat. Und doch gab er als junger Mann eines Tages seine Stelle auf, setzte sich in sein Auto und fuhr durchs halbe Land bis nach Florida, wo es nach seinem Geschmack viel zu viele Menschen gab. Also wendete er und fuhr wieder nordwärts, in einsamere Gegenden, bis er schliesslich auf einem Waldweg parkte, der Tank fast leer. Er packte seinen Rucksack mit dem Überlebensnotwendigen und machte sich zu Fuss weiter. Zwischen einer Ansammlung grosser, runder Findlinge fand er eine kleine Lichtung, wo er sein Zelt aufschlagen konnte, das dann für die nächsten Jahrzehnte seine Heimat war; lediglich 50 Meilen von seinem Elternhaus entfernt, was ihm aber nicht bewusst war. Seinen Lebensunterhalt stahl er sich zusammen, er rasierte sich täglich und blieb fortan völlig allein, traf ein einziges Mal einen andern und sagte «Hi». Asperger-Syndrom? Schizoide Persönlichkeitsstörung? Oder einfach ein Mann, der die Stille suchte und fand?

Franz Josef Voll: **Schweinebande!** Ludwig, 286 Seiten

Dieser vom ehemaligen Metzgermeister und späteren Lebensmittelkontrolleur Voll verfasste Bericht hat es in sich: Schonungslos wird aufgedeckt, was sich auf Bauern- und in Schlachthöfen abspielt, aber auch, wo die Kontrolleure beide Augen zudrücken und ihrer Arbeit schlicht nicht nachkommen. Man möchte es lieber nicht glauben, doch leider übertrifft dieser «Fleischreport» die hin und wieder auftretenden Skandale um Gammelfleisch, Hormone, Antibiotika und dergleichen bei Weitem. Ein klein bisschen Hoffnung lässt die schweizerische Gesetzgebung zu, die deutlich strenger ist als die deutsche. Mit der «Schweinebande» sind denn auch nicht die liebenswerten Ferkel gemeint, sondern alle andern Beteiligten, die die Konsumenten ungestört belügen und für dumm verkaufen. Dennoch plädiert der Autor keineswegs, auf das Essen von Fleisch zu verzichten. Das Buch ist ausgesprochen spannend und unterhaltsam verfasst – und zart besaiteten Gemütern nur mit Vorbehalt zu empfehlen.

Barbara Bernath-Frei



Der Retter der Welt

Kürzlich war in der Zeitung zu lesen, dass das letzte Bild, das Leonardo da Vinci (vermutlich, möglicherweise, vielleicht teilweise) selber gemalt hat, für 450 Millionen Dollar versteigert wurde. Momoll, dachte ich, da hat sich jemand ein hübsches vorzeitiges Weihnachtsgeschenk gemacht. Und erst noch mit passendem Sujet, zeigt das Gemälde doch den «Salvator Mundi», dessen Geburt wir demnächst einmal mehr feiern. Ich überlegte mir, was der Salvator wohl dazu sagen würde, dass sein Konterfei Anno Domini 2017, also gut zwei Jahrtausende, nachdem er

– wie wir glauben (oder auch nicht) – von mausarmen Eltern in einem Stall in eine Krippe gelegt worden war, so viel Wert sein würde. Oder dass zumindest so viel dafür bezahlt würde. Von Null auf eine Fünfundvierzig mit sieben Nullen innert zweier Jahrtausende – das ergibt doch immerhin ein Einkommen von rund 225'000 Dollar pro Jahr. Also grosso modo zehnmal so viel, wie Herr und Frau Schweizer durchschnittlich jährlich von der AHV erhalten, wenn sie in Rente gehen. Wenn ich demnach zwanzigtausend Jahre lang pensioniert bin und von Luft und Liebe lebe, könnte auch ich mir das Bild kaufen.

Was, so fragte ich mich weiter, wird sich der Verkäufer des Gemäldes, ein russischer Oligarch, wohl nach diesem Zustupf ins Portokässeli stattdessen nun leisten? Er könnte zum Beispiel zweimal den brasilianischen Fussballer Neymar kaufen. Der würde bestimmt gut ins Team des Fussballklubs AS Monaco passen, den er bereits besitzt. Allerdings sind vom Verkaufserlös des Bildes zuerst die 127,5 Millionen Dollar abzuziehen, die der nun Ex-Besitzer vor vier Jahren für den Helgen hingelassen hat. Somit würde der Reingewinn bloss noch für eineinhalb Neymars reichen, was natürlich blöd ist, denn wie will ein halber Fussballer Tore schießen, wenn er mit einem Bein gleichzeitig kicken und darauf stehen sollte.

Er könnte sich auch viermal die teuerste Wohnung der Welt in New York City kaufen, aber das ist ja absurd, denn die teuerste Wohnung gibt's nur einmal, sonst ist sie nicht mehr die teuerste. Andererseits liesse sich für vierhundert Millionen auch Rohgold aus Eritrea importieren, wie das die Schweiz zwischen 2011 und 2013 getan hat. Ein paar Goldreserven können ja nie schaden, man möchte doch gelegentlich seiner Liebsten auch etwas Schmuck schenken. Blieben immer noch fünfzig Millio-

nen für diese und jene Kleinigkeit. Bestenfalls aber, so dachte ich, möchte der Mann ja seinen Gewinn spenden, damit es statt nur ihm auch vielen anderen Menschen auf dieser Welt besser geht. Das wäre dann so etwas wie ein Wunder in der Art der Speisung der Fünftausend durch den Salvator Mundi.

Dann schweiften meine Gedanken hin zum noch unbekanntem Käufer des Kunstwerks. Wo mag der den Salvator in Öl nun wohl aufhängen? Und staubt seine Putzfrau diesen auch stets sorgfältig ab? Freut er sich überhaupt über dessen Anblick?

Oder verstaut er ihn in einem Safe? Schliesslich würde er ja vierhundertfünfzig Millionen Dollar auch nicht einfach im Entrée seines Hauses (ein solches wird er ja wohl besitzen) herumliegen lassen, allein schon wegen des Platzes, den eine solche Geldmenge beanspruchen würde. Natürlich könnte er seinen neuen Schatz einem Kunstmuseum vermachen und damit eine bestimmte astronomische Versicherungsprämie sparen. Sicherlich erhielte er dafür freien Eintritt. Im Kunsthaus Zürich etwa kostet ein Einzelticket zum Normalpreis 23 Franken; bis die vierhundertfünfzig Millionen abgetragen wären, könnte er seinen da Vinci 53'603 Jahre lang Tag für Tag gratis besuchen und bewundern. Ein Genuss fast für die Ewigkeit.

Weiter zurück wanderten meine Gedanken zu jenem ehemaligen Besitzer des Bildes, der es 1958, als es noch als simple Kopie galt, für gerade mal fünfundvierzig englische Pfund verkauft hatte. Mann, wird der sich denken (falls er überhaupt noch denkt), das war wohl doch nicht das Geschäft meines Lebens! Diese 2925 Quadratzentimeter bemalten Walnussholzes hätte ich besser noch 60 Jahre behalten, dann hätte ich jetzt zehnmillionenmal mehr als diese lausigen paar Pfänderli. Das wird er sich denken!

Zuletzt kam mein Kopf, schwindelig vor lauter Nullen und Zahlen, beim Urheber des Werks und seinem Modell an. Ich stellte mir vor, wie sie, hoch über uns beisammensitzend, auf dieses absurde Treiben blickten. «So», würde Leonardo da Vinci sagen, «so hatte ich das nicht gemeint, als ich dich vor fünfhundert Jahren gemalt habe.» Und der Retter der Welt würde antworten: «Sie haben mich ja schon einmal aufgehängt, wodurch ich sie gerettet habe. Doch wahrlich, jetzt frage ich mich, ob sie überhaupt noch zu retten sind.»

vst



VEKHZ

Löwenstrasse 1, 5. Stock, 8001 Zürich
Telefon 044 221 31 50
E-Mail: sekretariat@vekhz.ch
Internet: www.vekhz.ch
Astrid Biller

Rechtsauskunft:
Anmeldung im Sekretariat

Vorstand

Dora de Capitani-Aeschlimann, *Präsidentin*
E-Mail: dora.decapitani@hispeed.ch
Christine Markun-Braschler, *Vizepräsidentin*
Elisabeth Bärlocher
Marietta Bühlmann-Schmid
Maya Jörg-Ulrich
Martin Jufer
André Kym
Elisabeth Renaud-Städli
Daniela Zehnder-Meier

Umbau der Mediothek

An der KSH entsteht ein zeitgemässes Informationszentrum – ein Ort der Begegnung, eine Oase der Ruhe und ein Magnet für Wissensdurstige. Schon vor den Sommerferien wurde der gesamte Bestand der Mediothek sicher verpackt und der Umbau des Westtraktes in Angriff genommen. Die lärmigsten Ausbaurbeiten sind bereits über die Bühne. Voraussichtlich wird die Mediothek im Frühjahr 2018 in ihrem neuen Kleid erstrahlen. Die Benutzer erwartet ein lichtdurchflutetes und zeitgemässes Informationszentrum, welches auch flexibel für Lesungen, Elternabende und weitere Schulanlässe genutzt werden kann. Schön ist auch, dass hiermit ein Treffpunkt für alle geschaffen wird. Die Mediothek ist aber auch als ein Ort für die stille, konzentrierte Arbeit gedacht, als eine Oase der Ruhe. An den zahlreichen neuen Arbeitsplätzen können die Schülerinnen und Schüler Hausaufgaben und Arbeitsaufträge aus dem Unterricht erledigen. *hInfo*



Veranstaltungshinweis

Die Ehemaligen sind herzlich eingeladen zum

Weihnachtskonzert des KSH-Orchesters

Donnerstag, 21. Dezember 2017, 18.30 Uhr

Aula der Kantonsschule Hottingen

Das Kursprogramm – immer gut für eine besondere Abwechslung

Wie verbringen Elefanten, Giraffen & Co. ihren Feierabend? Was geschieht hinter den Zoo-Kulissen, bevor sich Tiere und Mitarbeitende gute Nacht sagen? Erleben Sie **Knies Kinderzoo**, nachdem sich die Ausgangspforte hinter dem letzten Besucher geschlossen hat. Die Details zu unserer **abendlichen Führung** erfahren Sie im aktuellen Kursprogramm auf S. 12 dieses Hefts.



Schoggi-Junkies und Schleckmäuler aufgepasst: Kennen Sie den Weg des süssesten aller Glücksbringer von der Kakaobohne bis in Ihren Mund? Ein Besuch im **Chocolarium in Flawil** klärt Sie auf, ja bietet Ihnen sogar Gelegenheit, für einmal nicht nur Geniesser/-in zu sein, sondern eine Schoggitafel nach eigenem Gusto zu kreieren. Das Wie und Wann entnehmen Sie dem Kursprogramm auf S. 10. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt, verpassen Sie es also nicht, sich umgehend anzumelden.